

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 58.

Mittwoch, 10. März.

1913.

(15. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Krideberg.

Nachdruck verboten.

Biddy war klug genug, sich, nachdem sie am Morgen das Samenorn des Mißtrauens gegen Dore in das Herz von deren Pflegetern zu säen versucht hatte, den Tag über nicht blicken zu lassen. Sie nahm die Gelegenheit wahr, der Einladung einer Gutsbesitzerstochter der Umgegend zu einem Familienbesuch zu folgen, und kehrte erst am nächsten Vormittag zurück. Zum Diner erschien sie dann wieder mit ganz besonders raffinierter Sorgfalt gekleidet. Sie war ein wenig blaß, und ihr Gesicht trug einen Zug von Anspannung, der ihr einen neuen, eigenen Reiz gab.

Auch Heinz war wieder bei Tisch anwesend, und Biddy begrüßte ihn mit einer unaufdringlichen, harmlosen Herzlichkeit, als ob sie von seiner kühlen Ablehnung ihres Rufes nichts gemerkt habe. Sie plauderte in ihrer alten pridelnd heiteren Art, ohne ihn besonders zu beachten; das schonte ihn etwas mit ihr aus, und er machte sich von neuem Vorwürfe, wieder einmal allzu schroff mit dem schönen, leichtlebigen Geschöpf gewesen zu sein. Dagegen erschienen die Eltern merkwürdig verstimmt und zurückhaltend.

Den ganzen Nachmittag verbrachte Biddy mit einem Buch in dem herbstlich öden Park, trotzdem sie erst kürzlich erklärt hatte, sie verstehe nicht, wie manche Menschen die Natur in ihrem „bunten Sterbefleid“ schön zu finden und zu bewundern vermöchten und sich wohl gar Herbstlandschaften in ihre Zimmer hängten. Verwesung sei Verwesung und ihr Anblick immer peinligend und abstoßend. Schönheit müßte verlöschen wie ein Licht, allmähliches Welken lehre die Schönheit hassen. Sie möchte lieber mit dreißig Jahren im Bollwerk ihrer Jugendlichkeit vom Blitz erschlagen werden, denn als Siebzigjährige die Welt mit ihren Runzeln degoutieren.

Heute wanderte sie in der Lindenallee auf und ab über das faulende Laub, unter den beinahe kahlen Ästen, an denen nur hier und da noch ein paar welke Blätter wie schmutzige, braungelbe Fetzen hingen, die der Zufall dahin geweht. Und während in ihrem Innern der Ärger wühlte über den langsamen Fortgang ihrer Pläne, der sie zwang, so lange die Langeweile dieses öden Nestes zu ertragen, spähten ihre Augen in einer ganz bestimmten Richtung wachsam umher.

Als Heinz von seinem gewöhnlichen Rundgang durch die Ställe zurückkam, mußte er an ihr vorüber. „Wie? Du und der Herbst einträchtig beisammen?“ spottete er, und er mußte unwillkürlich denken, daß dies Zusammentreffen wohl nicht ganz zufällig sei.

„Das schöne Wetter hat mich herausgelockt, es ist herrlich mild wie im Frühling, die Sonne vergoldet auch die Vergänglichkeit. Wollen wir nicht einmal wieder nach den Orchideen sehen? Rittmeier meinte neulich, daß in diesen Tagen eine zweite Blüte der prachtvollen neuen Art — lateinische Namen kann ich mir nun einmal nicht merken — ausbrechen würde.“

Sie sagte es in halb fragendem, halb bittendem Ton, der etwas bescheidenes Filasames hatte und stark gegen

ihre gewöhnliche fast zuversichtliche Art abstach. Er fühlte sich getroffen von ihrem Benehmen, und ihr Wunsch, eine von jenen „perversten, grotesken“ Blumen, die ihr gleichgültig waren, zu sehen, rührte ihn, weil er meinte, sie äußere ihn nur in der Absicht, sich ihm angenehm zu machen. Im Grunde hatte er am allerwenigsten ein Recht, über sie zu Gericht zu sitzen; hatte er nicht früher ihre amüsante Oberflächlichkeit und ihren beißenden Sarkasmus gerade interessant gefunden und sie noch darin bestärkt? Alles in allem war sie nun einmal ein ungewöhnliches Geschöpf, das man nicht mit dem Alltagsmaßstab messen durfte. So ging er bereitwillig auf ihren Wunsch ein.

Sie hatten nur um eine dicke Fliederhecke herumzugehen, dann standen sie vor der Tür des Gewächshauses; sie war verschlossen.

„Aber ich weiß gewiß, daß der Gärtner darin ist“, sagte Biddy, „er ist vor kaum einer halben Stunde an mir vorübergegangen und nicht wieder herausgekommen, und er schließt doch immer erst ab, wenn er das Haus verläßt.“

„Nun, so klopfen wir“, meinte Heinz harmlos.

Er pochte ein-, zweimal, ohne Erfolg. „Er wird im hinteren Teil, vielleicht im Ananashause sein“, meinte er und schlug noch einmal heftiger an die Tür. Jetzt knirschte der Kies im Innern unter schnell nahenden Schritten, im nächsten Augenblick wurde drin das Schnappschloß zurückgezogen, der Gärtner stand vor ihnen.

„Verzeihung, Herr von Grening, aber der Schlüssel muß doch stecken!“ Er sah das leere Schloß, stutzte, blickte suchend nach dem Boden, und als er ihn auch dort nicht fand, glitt sein Blick mit mißtrauischem Forschen über Biddys Gesicht, und er bekam eine rote Stirn. „Das ist sonderbar“, sagte er, „ich habe den Schlüssel nicht herausgezogen. Gestatten Sie, Herr von Grening, daß ich nachsehe, ob er vielleicht beim Aufschlagen der Tür herausgefallen ist“, und er bückte sich und suchte eifrig auf dem Boden und im Gebüsch umher.

„Vober Gott, Rittmeier, machen Sie doch nicht so viel Aufsehens um den Schlüssel; wenn er nicht da ist, wird eben ein neuer angeschafft.“

Der Gärtner richtete sich auf und ging den Herrschaften voraus, um eine Siebkanne an die Seite zu stellen, die den Weg versperrte.

Heinz folgte ihm in einer nicht ganz beglückten Stimmung. Rittmeiers Wesen war eigentümlich gemessen, und dabei zeigte doch die Rote seines Gesichts von einer inneren Gereiztheit. Und Biddy wieder sah so schadenfroh aus, und jetzt sang sie gar leise vor sich hin:

Es ist gar grauig, wenn einer so nicht.  
Wenn jung sein Herz um Freude noch wirbt.  
Ich mag und will nicht länger es sehn.  
Das möchte den Kopf mir schwindelnd verdecken.  
Wer heißt auch mit Fingern zeigen auf mich?



„Ach, Fräulein Werlich!“ unterbrach sie sich plötzlich. „Welch netter Zufall!“

Sie standen in der Tür zur zweiten Abteilung. Heinz blickte verwundert auf. „Du hier, Dore?“

Es war das erstemal seit der ersten Auseinandersetzung auf dem Wege nach Buchwald, daß Dore Heinz sah, und dazwischen lag die Enthüllung Rittmeiers. Ein heißer Schreck hatte sie beim Erblicken des Freundes durchzuckt, sie wurde rot und blaß, und ein Gefühl hilfloser Verlegenheit bemächtigte sich ihrer. In diesem Augenblick sah sie aus wie das böse Gewissen selber.

Biddy lachte amüsiert auf. „Mein Gott, Fräulein Werlich, wie entsetzt Sie über unser Eindringen sind! O Heinz, da haben wir gewiß ein höchwichtiges Tete-a-tete gestört!“

Biddys Lachen allein, das Dore so unüberwindlich unsympathisch war, genügte, ihr ihre Fassung zurückzugeben. Sie hob mit einer energischen Bewegung den Kopf, klopfte die Erde von ihren Fingern und sagte kurz und abweisend: „Sie irren, gnädiges Fräulein. Sie stören in keiner Weise. Übrigens kann Sie meine Anwesenheit hier doch nicht wundern, Sie haben mich ja ebenso wie Herrn Rittmeier nach dem Gewächshaus gehen sehen.“

„Nun, trotzdem können wir Sie doch gestört haben! Am Ende haben Sie sich wieder einen Vortrag über die vorschriftsmäßige Gestalt der Gemüseschober halten lassen?“

„Nein, diesmal waren ausnahmsweise die Giftpflanzen an der Reihe . . .“ Dore hielt plötzlich inne, Heinz' Blicke ruhten so finster forschend auf ihr, dazu der offenkundige Hohn auf Biddys Gesicht, ihr inquisitorischer Blick und des Gärtners verbissener Grimm. . . . Was war das? Warum begrüßte Heinz sie nicht in der alten Weise? — Und dann hatte sie plötzlich begriffen — von einem Tete-a-tete hatte Biddy gesprochen — einem Tete-a-tete mit einem jungen Mann hinter verschlossenen Türen.

Was nützte es, daß die Erde an ihren Fingern von ihrer Beschäftigung im Gewächshause sprach, daß sie noch immer ein Bündel abgeschnittener Blätter in der Hand hielt . . . das konnte ja alles Komödie sein!

Ihr Blut stockte in jähem Schreck, einen Augenblick mußte sie sich an die Blumentreppe lehnen, die Füße zitterten unter ihr, aber ihr Auge senkte sich nicht. Voll und fest begegnete ihr Blick dem ernst forschenden von Heinz, der sich mit einem Ausdruck von Qual und Unruhe abwandte.

„Aber, bitte, fahren Sie doch fort, Fräulein Werlich“, drängte Biddy. „Sie wollten uns, wie ich glaube, über Giftpflanzen belehren.“

„Ja“, sagte Dore langsam, mit der Hand über ihre Stirn streichend und sich wieder fest auf die Füße stellend: „Sehen Sie diesen Oleander dort mit den wundervollen weißen Blüten, es ist eine Pracht, ihn anzuschauen, und sein Duft ist berauschend süß. Dabei ist an ihm alles giftig, alles! Sie haben gewiß von dem Sohne des Schulzen gehört, der an einer ganz merkwürdigen Krankheit litt. Wenn er des Morgens aufstand, war er schwindlig, blaß, elend; am Abend fühlte er sich wieder frisch und gesund. Das kam daher, daß Oleanderbäume in seinem Schlafzimmer standen, jene schönen Stämme dort. Der Vater hat sie nämlich nachher in seinem Arger umhauen wollen; die Frau war klüger, sie hat sie uns zum Aufbewahren gegeben, denn hier unter ihresgleichen können sie kein Unheil anrichten. Es kommt ja nur darauf an, sie unschädlich zu machen.“

„Oim! Sehr lehrreich! Aber warum mußte der junge Bauernsohn auch gerade unter Oleandern schlafen wollen? Ein Ginsterstrauch hätte es für ihn auch getan. Jedem, wie es ihm zukommt! Was mich anbetrifft, so muß ich mich leider zu der Sünde bekennen, daß mir eine schöne Giftpflanze lieber ist als

eine häßliche, harmlose, man muß nur mit ihr umzugehen wissen, daran liegt's. Nun, das lernen Sie ja sicher aus dem Grunde; Herr Rittmeier scheint mir ein sehr gewissenhafter Lehrer zu sein.“

Sie lachte und eilte voraus nach dem Teil des Warmhauses, wo die neue Orkidee ihren Platz erhalten hatte. Als sie außer Hörweite war, beugte sich Heinz zu Dore hinab, und mit bewegter Stimme flüsterte er: „Du hast mich vorhin falsch verstanden, Dore. Ich habe aus deinem Gesicht gelesen, was du dachtest, — aber du irrst! Du bist mir über jeden Zweifel erhaben, — aber daß du schöne lange Stunden Klaus Rittmeier schenkst, die du mir verlagst, das schmerzt mich; das solltest du mir nicht antun!“

Sie verteidigte sich nicht, sie erwiderte überhaupt nichts. Still senkte sie den Kopf vor seinem Blick, — so hatte er sie noch niemals angeschaut. Und es war ihr, als ob ein Frühlingschauer durch ihren Körper ginge.

Biddy fragte den Gärtner tausenderlei; weil er gemessen und widerwillig antwortete, schien es ihr um so mehr Vergnügen zu bereiten, ihn zum Sprechen zu zwingen. Heinz verharrte vollkommen schweigend. Als Biddy an eine Gruppe herrlich gewachsener Araucarien trat, rief sie: „O, wie reizende Weihnachtsbäumchen! Davon bringst du uns eins mit, wenn du uns zum Christfest besuchst, Vetter.“

Sie beugte sich über die Stämmchen und schien sie angelegentlich zu betrachten, aber ihr Blick schielte dabei nach Heinz hinüber.

„Da wirst du wohl vergebens warten, Biddy“, warf Heinz leicht hin. „Weihnachten bleibe ich stets daheim bei den Eltern und Dore . . .“

„O, Onkel und Tante kommen mit dir und die kleine Gärtnerin beurlaubt dich gewiß für ein paar Tage, wenn ich sie recht herzlich darum bitte. Nicht wahr, Fräulein Werlich?“

Dore nahm allen Mut zusammen. „Nein, gnädiges Fräulein!“ sagte sie. Es hatte ihr große Mühe gemacht, das Wort herauszubringen, aber es klang fest und ruhig. „Es tut mir leid, Ihnen den Gefallen nicht tun zu können! Wenn Heinz seine Reise freiwillig von meinem Wunsche abhängig macht, so werde ich ihn bitten, Weihnachten nicht fortzugehen.“

„A—ch, Heinz! Das klingt ja fast, als ob der schneidige Gardist unter dem Pantoffel einer . . . kleinen Gärtnerin stünde.“

Heinz hatte Dore mit einem froh staunenden Blick angesehen, jetzt lachte er auf, heiter, beinahe übermütig.

„Ja, Biddy in diesem Fall muß ich mich allerdings dazu bekennen! Dore hat über mich zu bestimmen, darein mußt du dich schon fügen.“ Er suchte Dores Auge mit einem strahlenden Blick.

„Das ist ja rührend“, spottete Biddy, „also Gehorsam en tout cas?“

„Nein, nicht en tout cas! Wenn Dore mich zum Beispiel zum Christfest verbannen wollte, würde ich ihr nicht folgen. Ich habe einmal, als ich reiste, in Spanien den heiligen Abend ohne sie und die Eltern verbracht, und das war sehr öde und gräßlich — freiwillig tue ich es nicht wieder.“

Er hielt den Blick fest auf Dore gerichtet, weil er hoffte, sie würde ihn ansehen, aber sie hielt den Kopf hartnäckig abgewendet, und etwas verstimmt schloß er sich mit einer gleichgültigen Frage dem Gärtner an. Biddy schritt mit Dore weiter.

(Fortsetzung folgt.)



== Leberecht. ==



Wenn wir aus unseren Sinnen stürzen, brechen wir gewöhnlich das — Herz. Gertraud Wolff-Girschberg.



## Der Hindenburg-Lazarettzug.

Als im November v. J. große Verwundetenzüge den Bahnhof Posen berührten, zeigte es sich, daß nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Verwundeten in gut ausgestatteten Lazarettwagen befördert wurde. Die meisten mußten mit der Beförderung in den sogenannten Krankenzügen, deren Einrichtung zu wünschen übrig ließ, vorlieb nehmen. Der Mobilisierungsausschuß des Roten Kreuzes der Stadt Posen (Vorsitzende Erzellens Frau von Stranz) beschloß daher, einen mit allen technischen Neuheiten versehenen Lazarettzug auszurüsten und für die Beförderung von Verwundeten der Ostarmee der Heeresverwaltung zur Verfügung zu stellen. Nachdem Anfang Dezember durch Vorverhandlungen mit dem Kriegsministerium und dem Zentralkomitee vom Roten Kreuz die Genehmigung des Unternehmens gesichert worden war, galt es zunächst die finanzielle Grundlage zu schaffen. Da die Provinz Posen als Grenzprovinz für Zwecke des Roten Kreuzes schon stark in Anspruch genommen worden war, wurde eine Sammlung in Mittel- und Süddeutschland, also in Gegenden veranstaltet, die von den Schrecknissen des Krieges noch weniger berührt waren. Sie hatte einen großen Erfolg. Zu danken ist dieser Erfolg vor allem dem Umstande, daß Hindenburg selbst mit eigenhändiger Namensunterschrift der Sammlung den besten Erfolg gewünscht hatte. Die eingehenden Spenden waren oft von Wünschen begleitet, aus denen die begeisterte Verehrung der Bevölkerung für den großen Heerführer sprach. Auch von Schülern und Schülerinnen, aus Volksschulen, Lyzeen und Gymnasien gingen zahlreiche Spenden ein. Nach Tausenden zählten die Liebesgaben, die der Zug bei seiner ersten Ausfahrt den Feldlazaretten und den Truppen zuführen sollte. Am Rachen der Wäsche und an der Anfertigung von Lazarettdecken, Verbandsschuhen, Herstellung von Verbandsmitteln usw. beteiligten sich weite Schichten der Bevölkerung, vor allem aber die Vaterländischen Frauenvereine der Provinz Posen, deren Verbandsvorsitzende Frau von Stranz ist. Die Wäsche für den Offizierskrankenwagen wurde von der Kronprinzessin als eigene Näharbeit gestiftet. Nach dem Abschluß der Geldsammlungen in Süd- und Mitteldeutschland wurde auch die Provinz Posen zur Beteiligung an dem Unternehmen durch Geldspenden aufgefordert, gleichfalls mit schönstem Erfolge. Außer der erforderlichen Summe für die Ausrüstung des Lazarettzuges, einschließlich des Betriebskapitals, reichten nun die Mittel aus, noch 5 Krankenautomobile bauen zu lassen, welche zur Beförderung der Verwundeten von den Schlachtfeldern zu dem Zuge dienen sollen und an denen im Osten noch ein ziemlicher Mangel herrscht.

Inzwischen waren die ersten Schritte zur Beschaffung der Ausrüstung des Zuges getan. Die wichtigste Frage bei jeder Einrichtung eines Lazarettzuges ist die Wahl der Gestelle, auf welchen die Tragen mit den Verwundeten ruhen. Es gibt viele Systeme, die alle ihre Vorzüge und Nachteile haben. Der Mobilisierungsausschuß entschied sich schließlich für das sogenannte Konfolsystem, das zuerst von der Eisenbahnwerkstätte Potsdam bei der Ausrüstung der Malteser-Lazarettzüge verwendet worden ist und sich als das beste bewährt hat. Bei diesem System werden die Tranbahnen auf Konfols gelegt, die an den Wagenwänden befestigt sind. Die Konfols selbst ruhen auf Kopffedern, welche die Stöße und Erschütterungen einer Eisenbahnfahrt ausgleichen. Da sich die Betten eng an die Wände anschließen und frei von den Zutritt hindernden Gerüsten sind, bleibt in den Krankentwagen ein breiter Mittelgang, der ein bequemes Herantreten an die Verwundeten für Arzt, Schwester und Sanitäter gestattet.

Für die Einrichtung des Lazarettzuges wurden zweischichtige Wagen 4. Klasse mit Plattformen und umlegbaren Geländern verwendet, so daß während der Fahrt von einem zum anderen Wagen gegangen werden kann und ein leichtes Ein- und Ausladen der Verwundeten möglich ist. Nur der Wagen für den leitenden Arzt und der Ärzte- und Schwesternwagen sind dreischichtige Durchgangswagen 2. und 3. Klasse. Der Zug darf nicht mehr als 80 Achsen führen, da längere Züge Gefahren für die Betriebssicherheit ergeben. So gehören zu unserem Lazarettzug 25 Krankenwagen, 1 Offizierskrankenwagen, ein Wagen für den leitenden Arzt und den führenden Offizier, ein Ärzte- und Schwesternwagen, zwei Mannschaftswagen, 1 Küchenwagen, 1 Vorratswagen, ein Magazinwagen, ein Verband- und Apothekenwagen, 1 Gepäckwagen, 1 Güterwagen und 2 Heizkesselwagen. Mit dem Um-

bau der Wagen wurde durch die königliche Eisenbahndirektion Posen das Eisenbahnwerkstättenamt B in Posen beauftragt. Der Zug erhielt vom Kriegsministerium die amtliche Bezeichnung „S. 3“ und führt mit Genehmigung des Generalfeldmarschalls von Hindenburg den Namen „von Hindenburg“. Die Bezeichnung „Vereinslazarettzug S. 3 von Hindenburg“ trägt jeder Wagen in der Mitte unter dem Senkrechten Kreuz auf weißem Grunde. Auch auf dem Dache jedes Wagens befindet sich ein großes Rotes Kreuz auf weißem Felde, damit der Charakter des Zuges vom Flugzeug aus zu erkennen ist.

Die Eisenbahnwerkstätte Posen hat ihre Aufgabe in sehr praktischer und ansprechender Weise gelöst. Die Konfolsgestelle in den Krankenwagen haben durch Anbringung einer zweiten Feder noch eine Verbesserung erfahren. Für die Unterbringung der schmutzigen Kleider der eingelieferten Verwundeten sind geräumige Kasten unter den Krankenwagen angebracht worden. Die Trink- und Waschwasserversorgung ist durch den Einbau der Trink- und Waschlage mit beweglichen Schwenkarmen hergestellt worden. Für den führenden Offizier, die Ärzte, den Rechnungsführer und die Wirtschaftsschwester sind Einzelabteile, für die 3 Schwestern ein gemeinsames Doppelabteil als Wohn- und Schlafraum eingerichtet. Zur Einrichtung des Nachtlagers sind die Rückwände der Sofas umlegbar, so daß sie als Matratze dienen können; die Armlehnen ersetzen die Kissen. Ein Doppelabteil ist derart eingerichtet, daß es durch eine Klappwand in zwei getrennte Arbeitsräume für den leitenden Arzt und den Rechnungsführer umgewandelt werden kann. Sonst dient es als Speiseraum und Kasino. Hier ist auch die Bücherei untergebracht, deren Auswahl die Posener Kaiser-Wilhelm-Bibliothek unter Stiftung einer größeren Anzahl Bücher bewirkt hat. Auch die Mannschaftswagen bieten eine bescheidene Bequemlichkeit; neben den Schlafräumen ist ein gemeinsamer Tagesraum eingerichtet.

Da die Krankenwagen je 10 Kranken, der Offizierskrankenwagen 8 Kranken Aufnahme bietet, so kann der Zug 258 Kranke befördern. Das Personal besteht aus einem aktiven Offizier als Transportführer, dem leitenden Arzt, 2 weiteren Ärzten, 4 Schwestern und 27 Krankenpflegern, einschließlich eines Zugführerstellvertreters und 2 Gruppenführern. Den Küchenwagen bedienen zwei Köche; 1 Diener hat den Ärzten und bei Tische aufzuwarten.

Außer den erwähnten Kranken- und Wohnwagen sind der Operations- und Apothekenwagen und der Küchenwagen heranzuziehen. Der erstere ist durch eine Scheidewand in zwei annähernd gleich große Räume geteilt, von denen der kleinere, der als Apothekenraum benutzt wird, Schränke für Verband- und Arzneimitteln, eine Wage, Feuerung zum Kochen von Arznei usw. und die erforderlichen Apothekengeräte und Verbandsmittel enthält. Der Operationsraum enthält einen Instrumentenschrank, einen Operationstisch, Klapptisch für Instrumente, ein Warmwasserbehälter, einen Sterilisierapparat und die ärztlichen Geräte, die für die Vornahme von Operationen, die freilich nur im alleräußersten Notfall vorgenommen werden sollen, erforderlich sind. Im Küchenwagen befinden sich von größeren Geräten 2 Kessel von 225 und 180 Liter Inhalt zum Kochen der Speisen, ein Kaffeekessel von 85 Liter Inhalt, ein Bratherd, eine Spülanlage, ein Anrichtentisch und Gerüste für Geschirr (auch Schnabellassen und Trinkröhren), ein Anrichtentisch mit Schublade für Messer, Gabeln, Küchenmesser, Fleischgabeln, Knochenzangen usw. Auch große Wasserläden sind vorhanden, da der Lazarettzug nicht überall Gelegenheit hat, Wasser aufzunehmen. Ein großer Eisschrank ist in dem Vorratswagen, der sich an den Küchenwagen anschließt, eingebaut. Eine eiserne Kohlenkiste für den Tagesbedarf steht im Küchenwagen. Im Magazinwagen sind Gestelle, Rattengerüste und Schränke für Vorräte für Leib- und Bettwäsche eingebaut. Da es nicht immer möglich ist, am Endpunkt einer Fahrt nach Abgabe der Verwundeten die Wäsche zu reinigen, enthält der Magazinwagen mehr als die doppelte Zahl der in den Krankenwagen usw. benötigten Wäschestücke. Auch für einen größeren Vorrat an Leibbinden, Unterzeug, Handtüchern, Pantoffeln, Matratzen, Luft-, Gummi- und Wasserlinsen, wasserdichtem Unterlagestoff usw. ist gesorgt. Wäscheförbe, Schrubber, Besen, Müllschoppen usw. sind teilweise im Magazinwagen, teils im Gepäckwagen untergebracht.

Die bewegliche Einrichtung sämtlicher 33 Wagen ist vom Mobilisierungsausschuß beschafft worden. Sie hat einen Wert von etwa 50 000 Mark. Für chirurgische Instrumente



und Verbandmittel wurden gegen 5000 Mark aufgewendet. Die Betten, Kissen, Decken, Lazarethhemden, überhaupt die Wäsche, mit der das fahrende Lazarett ausgestattet ist, hat einen Wert von 25- bis 30 000 Mark. Infolge der Liebes-tätigkeit der Bevölkerung, auf die schon hingewiesen ist, konnte aber an baren Ausgaben für Wäsche gespart werden. Wäsche muß in einem Lazarettzuge auch deshalb sehr reichlich vor-handen sein, weil die Verwundeten die verabsorgte Leib-wäsche behalten. Alle Wagen sind mit reichem Wunderschmuck versehen. Die Bilder sind zum größten Teil aus Mittel- und Süddeutschland gekommen und die schönen Landschaften aus Hessen, Bayern, Württemberg, Thüringen, Sachsen, dem Rheinlande, Hamburg, Bremen usw. werden den Verwun-deten als liebe Grüße aus der fernen Heimat freundliche Er-innerungen werden. Daß sie auch das Bild ihres Allerhöchsten Kriegsherrn und ihres geliebten Heerführers Hindenburg häufig vertreten finden, bedarf keiner Betonung.

Von einem Vereinslazarettzuge wird bekanntlich er-wartet, daß er bei der Fahrt in die Etappe auch Liebesgaben für die Feldlazarette mitbringt. Auch hierfür den Zug in reichem Maße auszustatten, war möglich. Nach Tausenden zählen die Gaben, die in den drei geräumigen Gepäc- und Güterwagen lagern. Wäsche, Verbandmittel, warme Schuhe und Handschuhe für verletzte und für verbundene Glieder, Schienen, Tragbahnen, Krücken, Stöcke, Schals, Untersachen, aber auch Nahrungsmittel, wie Schokolade, Kakao, Tee, Wein, Zigarren usw. wird die erste Fahrt des Zuges unserm tapferen Ostherrn zuführen. Auf Erinnerungstafeln, die in den Wagen angebracht sind, sind die Namen der Ortschaften, die Liebesgaben gesendet haben, vermerkt.

Nach der Übergabe des Zuges an die Heeresverwaltung — er stellt dann eine mobile Formation dar — hat der Mobil-machungsausschuß noch weiter für die Unterhaltung und Er-gänzung der inneren Einrichtung und der Liebesgaben zu sorgen. Auch fallen ihm die Gehälter der drei Ärzte und des Rechnungsführers zur Last, so daß mit einem monatlichen Betriebskapital von etwa 5- bis 6000 Mark gerechnet werden muß. Auch die dazu erforderlichen Mittel sind für lange Zeit sichergestellt.

Wenn diese Zeilen in den Druck gehen, hat unser Laza-rettzug „S 3 von Hindenburg“ bereits seine erste Fahrt zur Ostarmee angetreten, von Tausenden und Abertausenden treuen Wünschen aus Mitteleuropa begleitet. Möchten sie alle in Erfüllung gehen und möchten alle unsere Brüder, die von dem Zuge blutend und leidend ausgenommen werden, in ihm Ruhe und Linderung ihrer Schmerzen finden und ihn in der frohen Aussicht auf völlige Genesung verlassen dürfen. A. G.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Aus den letzten Stunden Tsingtau. Aus dem Brief einer Tsingtauer Dame an ihre Eltern, den das „Bleibender Tagblatt“ veröffentlicht, seien folgende Episoden wieder-gegeben: Seit Juli oder auch August (Der Brief ist von An-fang Dezember datiert.) schrieb ich nicht mehr. Was liegt alles dazwischen. Uns ist es immer gut gegangen. Das letzte, was wir hörten, war Krieg mit Dänemark. Gestern hatten wir deutsche Zeitungen, die hier in Asien erscheinen. Nach-richten bis zum 23. November und gestern noch Depeschen bis zum 28. November. Darin stand nichts von Verdun und vom Fall von Paris. Ob es trotzdem wahr ist, daß wir sie haben? Mein Lehrer Li kam vorgestern und sprach begeistert von den deutschen Erfolgen. Die chinesischen Zeitungen haben alles gebracht. Beppelin stand für Li obenan. London mit Dynamit bedacht, daß die Türkei Ägypten nimmt und England und Frankreich nichts mehr zu essen bekommen. Li sprach — 500 000 Russen gefangen, die Zahl schrieb er auf, um richtig verstanden zu werden. Die deutschen Zeitungen mit der Reichstagsitzung vom 4. August haben wir gehabt, dann setzten die Telegramme ein und die Funkentelegraphie hörte erst auf nach dem 7. November, Tsingtau. Nun gibt es wieder Telegramme, da eigentlich alles zerstört ist, staune ich oft darüber. Ich habe es bunt gehabt in dieser Zeit. Zuerst hier im Hause entsetzlich viel Angst, da vor dem Ultimatum am 23. August uns alle Chinesen voller Angst verließen.

Fünfzehn Diensthofen gingen in einer Stunde weg, aber sie hatten bis zuletzt brav gearbeitet. Wir bekamen aber zwei gute Boys wieder, die bis gestern beide da waren. Am fol-genden Morgen flogen zum erstenmal die 30,5-Granaten in die Stadt, und das Lazarett mußte geräumt werden, weil da platz hineingeschossen wurde. Nun kamen alle vorgesehenen Hilfsgebäude, Hotels, Hochschule, Seemannshaus und Privat-haus in Betrieb, und das große Durcheinander fing an. Ge-donnert hat es dann immer — mal mehr, mal weniger. . . . Leider war auch das Hotel so exponiert, daß wir 8 Tage bis zum Fall alle im Keller kampieren mußten, und deshalb die Schwerverwundeten an die Hochschule weiterschieden. In der Hochschule waren die Lazarettgeschwestern. Nach dem Fall füllte es sich auch bei uns, aber die Verluste waren ja er-staunlich gering. Mit etwa 22 Helferinnen, von denen es nur einzelnen dümmerte, was sie mit dem Roten Kreuz über-nommen hatten, wäre es auch nicht zu schaffen gewesen. Nur 58 Verwandete bekamen wir am Morgen nach dem Sturm, 4 starben; keine Bekannten darunter. Für unsere Heimreise ist für alle Fälle gesorgt.

Die Lesestoffe der Blinden. Die traurige Erscheinung des Krieges sind die erblindeten Soldaten, die in treuer und erhabener Pflichterfüllung ihr Augenlicht hergeben mußten. Der Gedanke, daß sie das Tuerste für das Vaterland hinge-gaben, läßt sie ihr Geschick ruhiger ertragen, und was mensch-liche Hilfe leisten kann, das wird geleistet, um diesen Unglüc-lichen das Leben zu erleichtern. Die Beobachtungen haben ergeben, daß gerade die Soldaten, die aus dem Felde kommen, den Wunsch nach geistiger Nahrung haben, und dazu wird es auch immer die erste Aufgabe der Erzieher sein, den Blinden die Möglichkeiten zu bieten, sich geistig zu betätigen. So lernen die Blinden, nachdem sie das Tastern erlernt haben, das Lesen, damit sie sich geistige Nahrung zuführen können. Die Leihbibliothek des Wiener Blindeninstitutes hat eine Statistik im vergangenen Jahre veröffentlicht, aus der hervor-geht, daß die Wünsche der Blinden sich gar sehr auf Lese-stoffe richten. Bis zum Ausbruche des Krieges wurden aus diesem Institut insgesamt 7206 Bände entliehen, die bekanntlich mit ermäßigtem Porto versandt wurden. Angenrufer wurde meistens verlangt, dann folgte Felsig Dahn, den man 38mal wünschte. Ganshofer 35 mal, Schiller und Heise waren gleich-falls sehr beliebt. Wildenbruch, die Ebner-Gschenbach, Gustav Freytag und Gerhart Hauptmann wurden je 34 mal verlangt, Frenzen, Hoffmannsthal und Julda waren gleichfalls eine Bekannte, die von zahlreichen Blinden bevorzugt wurde. Die Bibliothek umfaßt 8000 Bände, die zum Teil belletristi-schen, zum Teil wissenschaftlichen Inhalts sind. Sie werden aus der Druckschrift in die Blindenschrift übertragen, und es arbeiten jährlich 72 Damen und Herren, die 400 Bände fertig stellen. Meistens ist diese Tätigkeit Liebeswerk, das zum Wohle der Blinden geschieht. Neben den Lesestoffen besitzt die Wiener Blindenbücherei noch eine Abteilung für Musik. Die beliebtesten Komponisten sind nach den Feststellungen Bach, Beethoven und Mozart gewesen. Auch Wagner wurde gerade in letzter Zeit viel begehrt. Der Trost für alle die-sigen, die das Augenlicht verloren haben, ist, daß sie sich an den Schriften der Geisteshelden werden erfreuen dürfen, daß sie unter ihnen die hervorragenden Männer der klassischen und modernen Literatur finden werden.

### Die alte Barade. (Nanonierlied.)

Melodie: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

Es war eine alte Barade,  
Die freute sich auf die Schlacht.  
Sie dachte, daß eine Granate  
Ein seliges Ende ihr macht.

Die neuen stattlichen Häuser,  
Die waren bald kaputt;  
Da trafen oft zehn und zwanzig  
Und legten sie rasch in Schutt.

Doch vor der alten Barade  
Sie haben sich alle geniert,  
Nur eine traf in den Siebel,  
Und diese ist nicht kriepiert.

Da seufzte die alte Barade:  
„So bleibe ich immer noch hier, —  
Die Jugend, die wird erschossen,  
Doch niemand schießt nach mir.“

A. T.